



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

„Der Jesuitenkampf in Oesterreich und Deutschland.“ *)

Wir sind in der Lage, Jemand vertheidigen zu müssen, der in unserem eigenen Blatte angegriffen wurde, und in unserer heutigen Nummer gegen unsere letzte zu Felde zu ziehen. — Wir haben nämlich das Buch des Dr. Schusella jetzt selbst gelesen, und es hat bei uns ein ganz entgegengesetztes Urtheil hervorgerufen, als das verdammende, welches ihm im vorigen Hefte (siehe den Artikel „Jesuiten“ von Gustav Julius) zu Theil wurde. Zwar verstehen und ehren wir den schönen Zorn, der Herrn Julius bei Abfassung seiner Polemik beherrschte, denn — wir begreifen ihn. Wer gegenwärtig an den Schaufenstern der Leipziger Buchladen vorübergeht und die Hunderte von Brochüren und Traktätlein ausgestellt sieht, von allen Farben und Größen, die sämmtlich von Jesuiten und Römlingen, von Alt- und Neukatholicismus handeln, wird unwillkürlich an die Weihnachtszeit erinnert, wo die Fenster der Conditoreien und Pfefferküchler gefüllt sind mit Männlein und Frauentgesichtern aus brauner Chocokolade, aus gelbem Teig und glitzerndem Zuckeraufguß. — Die religiöse Frage feiert jetzt wieder einmal ihre Weihnachten, und da es nicht Jedermann gegeben ist, einen Christbaum mit echten hellleuchtenden Lichtern anzünden zu können, die Menge aber befriedigt sein will mit Spielzeug und Gaumenkitzel, so bringen die buchhändlerischen Confettieri allerlei Naschwerk, von welchem die Fabrikanten, die es über Nacht erzeugen, Tags zuvor den Stoff noch nicht kannten, woraus es gemacht werden muß. Dieses Fabrikwesen aber ist für Jedermann empörend, dem die Wissenschaft höher steht als die Leidenschaft, und der die geschichtliche Wahrheit nicht entstellt sehen will, selbst im Kampfe gegen einen verhassten Feind. In diesem Sinne haben wir den im vorigen Hefte mitgetheilten Artikel des Herrn Julius aufgefaßt. Der

*) Der Jesuitenkampf in Oesterreich und Deutschland. Von Franz Schusella. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1845.

Protestant, der Radicale hat den Handschuh für eine Sache aufgehoben, deren innigster Gegner er ist, die er aber selbst als Gegner nicht mit lägnerischen Waffen angegriffen sehen will. Aber gerade gegen diesen Vorwurf müssen wir Schuselka — nun wir sein Buch kennen — ganz entschieden in Schutz nehmen. Daß er in Bezug auf die Geschichte der Jesuiten und die Motive ihres Ordens hier und da eine unrichtige Aeußerung gethan haben mag, hierüber ist Herr Julius, der diesem Geschichtszweige ein tiefes Studium zugewendet hat, gewiß ein kompetenter Richter, aber die Consequenzen des Buches, der Boden, aus dem es hervorgegangen, das Ziel, das es zu erreichen sucht, dies kann nur der verstehen, der ein Oesterreicher ist und der den Commentar zu der Schrift des Oesterreichers Schuselka von Jugend auf durchlebt hat. Herr Julius sagt selbst: „Wenn ich jetzt in Frankreich oder in in der Schweiz, wo derselbe Parteikampf wieder im Schwunge ist, die alten Waffen wieder hervorzuheben sehe, so kann mich das weder wundern, noch verdrießen. Aber bei uns in Deutschland, wo die Künste des Betrugs nicht an die Gefahr des Augenblicks gebunden sind ... wo man höchstens nur vor möglichen Gefahren warnen will,“ u. s. w. — Bei uns in Deutschland, das heißt bei uns in Berlin, bei uns in Leipzig, aber es heißt nicht, bei uns in Wien, bei uns in Linz, bei uns in Tyrol. Dort ist von keiner Möglichkeit der Gefahr mehr zu reden, dort ist sie schon wirklich da. Herr Julius mag Schuselka's Buch vom Standpunkte der Wissenschaft betrachten, wir betrachten es vom Standpunkte der Maria-Stiegen in Wien, wo die Ligourianer wohnen, vom Standpunkte der Linzer Maximilians-Thürme, wo die neuen Jesuiten sitzen. Von diesem Standpunkte müssen wir dem wackern Schuselka die Hand schütteln und ihm sagen: Du hast ein muthiges und tüchtiges Wort gesprochen. Wir, das heißt, nicht wir, das arme Häufchen österreichischer Schriftsteller, die einer freieren Gedankenhätigkeit im Auslande leben, sondern wir Alle, die wir unser gemeinsames österreichisches Vaterland mit der Glut einer unglücklichen Liebe im Herzen tragen; — wir Alle, die für seine Entwicklung, seine Zukunft, sein Glück und seine Würde voll heißer Wünsche sind, wir Alle finden in dieser Schrift Worte ausgesprochen, die aus unserer eigenen Seele kommen. Und unter diesem Wir sind nicht blos Proletarier und Oppositionskämpfer, sondern auch Grafen und Fürsten, Beamte und Professoren, ja Geistliche und Staatsmänner begriffen. In Wien weilt ein hoher, allgemein verehrter Staatsmann, der seit Jahren der Einführung der Jesuiten entgegen ist, und von dem die Volksstimme erzählt, er sei entschlossen, seine Entlassung zu begehren, in dem Augenblicke, in welchem die Jesuiten in den Mauern der Residenz eine Stätte finden. Ja selbst jener Staatsmann, der die eisernen Fäden der Censur mit so strenger Hand leitet, wird allgemein als ein Jesuitengegner geschildert.

Schuselka's Buch ist somit nicht in die Reihe jener Schriften zu setzen, welche auf die augenblickliche Leidenschaft speculiren, ja vielleicht ist sogar der gegenwärtige Augenblick, wo die deutsch-katholische Bewegung in Deutschland ein ängstlicheres Zusammenhalten der herrschenden Kirche in Oesterreich zur Folge hat, dem Resultate dieses Buches entgegen. Vielleicht hätte man zu einem andern ruhigern Zeitpunkt eher darauf gehört. Vielleicht hätte Schuselka besser gethan, einen andern Titel für das Buch zu wählen; denn die Jesuiten sind blos die Spitze desselben. Der Grundkern wendet sich gegen das Verhältniß Oesterreichs zum römischen Stuhle überhaupt. Durch eine Reihe bekannter und darum um so unwiderleglicher geschichtlicher Thatsachen, sucht Schuselka nachzuweisen, wie die römischen Kirchenfürsten es um des mindesten Vortheils willen mit den Feinden Oesterreichs hielten und all' die Opfer, die die österreichischen Kaiser dem heiligen Stuhle brachten, mit dem egoistischsten Undanke belohnten. Und doch hat Oesterreich diese Erfahrungen nicht benutzen wollen! —

Oesterreich, sagt Schuselka, ist im Plan des Weltgeistes zu Großem berufen und darum ein Liebling, ein bevorzugter Schützling der Vorsehung. Es hat seinem hohen Beruf schon einmal, schon mehrmal eigenständig entgegen gehandelt, aber die Vorsehung, die ihre Lieblinge gern durch Irrthum und Verwirrenheit zur lebendigen Wahrheit führt, hat diese langmüthige Milde auch an Oesterreich bewiesen. Einen großen Weltberuf hat Oesterreich verkannt und veräußert, die Vorsehung wies ihm aber sogleich einen andern nicht minder ruhmvollen und wohlthätigen Beruf an. Oesterreich wurde aus dem Westen Europa's verdrängt, damit es recht im Sinne seines prophetischen Namens im Osten eine hohe und der gesammten Menschheit heilsame Aufgabe erfüllen möge. Aber auch diese Aufgabe hat Oesterreich bis zur jüngsten Zeit größtentheils verkannt. Es hat seine Macht im Westen und Süden Europa's verloren, es hat seine deutsche Stellung theils verschertzt, theils aufgegeben und dabei auch das veräußert, was hier noch seine dringendste Aufgabe gewesen, nämlich aus seinen Ländern eine fest und kräftig belebte Einheit zu machen. Einzelne Versuche wurden freilich angestellt, allein sie mißlangen und mußten mißlingen, weil sie alle, mit alleiniger Ausnahme des Josephinischen, auf jenes unselige, geistwidrige System gegründet waren, durch welches sich Oesterreich seit Karl V. fortwährend von seiner richtigen Stellung entfernt hat. In Folge dieses unglückseligen Systems blieb Oesterreich zersplittert und voll von feindlichen Gegensätzen, während von außen her das Mißtrauen und die Abneigung aller Völker drohte und den innern Zwiespalt fortwährend aufregte und nährte... Oesterreich soll der feste Eckstein Europa's sein, an welchem sich asiatische Wildheit zerstoßen soll, aber im gegenwärtigen Zustand ist es vielmehr das offene, schlecht vertheidigte Thor, durch welches Asien in Europa einzudringen droht. ...

Und je zurückhaltender und nachgiebiger Oesterreich im Osten dasteht, desto hecker und mächtiger erhebt sich Rußland. Schon lastet dieses slavische Ungethüm so sehr auf Oesterreich, umklammert es so drückend, daß es dem österreichischen Staatsleben im vollsten und eigentlichsten Sinne des Wortes den Blutlauf und Athem hemmt.

Die Aufgaben Oesterreichs, man kann sie nicht oft genug aussprechen, sind: geistige Belebung und Erkräftung des Staatslebens. ... Man schließe sich nicht licht- und leutescheu ab, sondern trete mit freiem ehrlichen Bewußtsein ins Weltleben ein. Man gebe es endlich auf, der Weltbildung griesgrämig zögernd nachzuhinken, sondern strebe an der Spitze des Zuges mit und vor den Ersten vorwärts. Dann wird Oesterreich nicht mehr als das deutsche China verspottet werden, dann wird selbst der tollste Magyare nicht mehr gegen den Namen Oesterreicher zu protestiren wagen, dann wird Oesterreich durch geistige Einigung eine Mächteinheit erlangen, die man ihm jetzt durch bürokratische Maximen und militärischen Formalismus zu geben vergeblich bemüht ist. ... Hat sich Oesterreich so im Innern befreit und gereinigt, dann wird es auch nach außen hin eine wohlthätigere und würdigere Politik beginnen können. Der erste Act einer solchen aber muß der feste und durchgreifend organische Anschluß an Deutschland sein. Dieser ist für Oesterreich wahrhaft eine Lebensbedingung, und wer dagegen wirkt, ist der gefährlichste Feind des Kaiserstaates. Durch den Verlust der deutschen Stellung hat Oesterreich seine geschichtliche Grundlage, seine natürliche Wurzel verloren. ... Nur als deutscher Staat bleibt Oesterreich Oesterreich; nur in Verbindung mit Deutschland kann es seine Weltaufgabe erfüllen, und es ist auch verpflichtet, mit und für Deutschland zu wirken, weil es auf deutscher Grundlage und durch deutsche Kraft geworden ist und erworben hat, was es ist und besitzt. Aber nicht als hemmendes Bleigewicht darf sich Oesterreich an Deutschland anschließen, es muß der edlern Bedeutung seines Namens gemäß den deutschen Staaten nach dem Licht des neuen Weltmorgens vorangehen.

Aber die alten und neuen Feinde Oesterreichs und Deutschlands zitterten vor der Ahnung dieser deutschen Zukunft und beeilten sich, diese schöne Zukunft zu vereiteln. Unser ältester und bösester Feind ist Rom. Nie vergißt Rom, daß es durch den deutschen Geist um die Weltherrschaft gebracht worden ist, und hartnäckig behauptet es, daß vorzüglich die Nachgiebigkeit und das zweideutige Benehmen der österreichischen Kaiser an der Kirchentrennung Schuld sei, während wir doch gesehen haben, daß zur Zeit, wo durch Wallenstein's Siege die gewaltsame Einigung der Kirche in altkatholischem Sinne möglich gewesen wäre, Rom selber dagegen gewirkt hat, weil es die Macht des österreichischen Kaiserhauses mehr fürchtete und haßte, als die Kirchenspaltung. In neuerer Zeit weiß Rom, daß Oesterreich und Deutschland überhaupt nur auf

Grundlage geistiger und kirchlicher Freiheit geeinigt werden können. ... Rom weiß ferner, daß ein durch Freiheit erstarktes Oesterreich in Italien mit wahrer altdeutscher Kaisermacht gebieten würde und im Namen Deutschlands gebieten müßte. In Italien aber will Rom die Herrschaft haben, und wie einst Pabst Clemens die fürchterlichsten Flüche gegen Kaiser Joseph I. schleuderte, weil er Comacchio besetzt, so verflucht Rom auch heutzutage die österreichische Besatzung in Comacchio und Ferrara. Als unbequeme Aufseher sieht Rom die österreichischen Soldaten lagern, aber nicht als Bewahrer deutsch-kaiserlicher Rechte auf Italien. — — —

Die hierauf folgenden Behauptungen, der Papst freue sich der Bedrängung Oesterreichs durch Rußland, weil die österreichische Macht dadurch geschwächt würde, und die Demonstrationen wegen der Unterdrückung der Katholiken in Polen seien nur scheinbar und äußerlich, sind wohl nur hypochondrische Hypothesen, die nicht zu der reifen politischen Anschauung, die sonst in dem Buche herrscht, passen. Sie waren auch nicht nöthig für die Consequenzen des Buches, sie waren nicht nöthig, um nachzuweisen, wie Oesterreich in sein eigenes Fleisch schneidet, indem es in Bezug auf die gemischten Ehen mehr auf die Stimme Roms als auf seinen eigenen Vortheil hört, wie sehr es der Entwicklung seines materiellen, staatlichen Wohles entgegenhandelt, indem es die Intelligenz der Jugend nicht durch ein besseres Schul- und Unterrichtssystem zu entwickeln sucht, sondern in allen seinen Schul- und Lehrbüchern die geistliche Censur noch strenger als seine eigene politische walten läßt. *)

Es ist von besonderer Wichtigkeit, daß dieses Buch nicht etwa von einem Protestanten geschrieben ist, nicht etwa von einem Oesterreich feindselig gesinnten Schriftsteller. Schuselka ist Katholik und auf jeder Seite seines Buches glüht der wärmste und reinsten Patriotismus. Früher Erzieher im Hause des Fürsten Lobkowitz und später in stiller Zurückgezogenheit auf der Abtei Kloster Neuburg lebend, in der Nähe einer Geistlichkeit, die dem zeitgemäßen, wissenschaftlichen Leben sich nicht absperret, hat Schuselka Gelegenheit gehabt, das Erziehungswesen von allen Seiten kennen zu lernen und in die clericalen Bewegungen einen unbefangenen Blick zu thun. Solche Stimmen kann man in keinem Staate unbeachtet lassen, um wie viel weniger in Oesterreich, dem es selten widerfährt, bei Schriftstellern, die Opposition machen, so warmer Anhänglichkeit und so ehrlichem Patriotismus zu begegnen. Darum nannten wir Schuselka's Buch eine Denkschrift,

*) „In den Klosterschulen,“ sagt Schuselka, „wird aller hierarchische Anflug des Mittelalters wenigstens theoretisch gehegt und namentlich ein Kirchenrecht vorgetragen, welches in wesentlichen Punkten mit dem österreichischen Staatsrechte in wahrhaft hochverrätherischem Widerspruche ist.“

weil es im Interesse der Regierung an die Regierung sich wendet. Für eine Denkschrift wäre jedoch zu wünschen gewesen, daß einige gewagte Hypothesen und einige leidenschaftliche Epiteta, welche der römischen Politik beigelegt werden, weggeblieben wären. Aber wer mit dem Blute seines Herzens schreibt, bei dem läuft die Tinte oft über den Rand. Und sind denn etwa die geistlichen Hirtenbriefe der Jesuiten und die Kreuzpredigten der Ligourianer die Muster leidenschaftslosen, kaltpolitiken Styls?

Ein wesentlicher Bestandtheil, der dem Buche fehlt, ist die positive Conclusion. Ohne diese ist jetzt keine Oppositionsschrift in Oesterreich mehr möglich — wenn sie wirklich nützen soll. Die Feinde der freien Debatte, die Verfolger des offenen Wortes erheben dann sogleich ein Geschrei: Seht Ihr, was sie wollen! zerstören, niederreißen, aufwiegeln! — Selbst die Freunde des Fortschritts werden bei der unzmündigen politischen Bildung in Oesterreich unruhig und zaghaft, wenn man ihnen nicht sogleich mit der Polemik die Mittel angibt, welche Politik man an die Stelle der bekämpften zu setzen wünscht.

Nach unserer Meinung kann es sich nicht darum handeln, der österreichischen Regierung zu rathen, ihre katholische Stellung aufzugeben, sondern nur ihr Verhältniß zum römischen Stuhle zu ändern. Wenn man sich in Wien nicht entschließen kann, die Kirche vom Staate zu trennen, so soll man wenigstens den Staat entschieden über die Kirche stellen und nicht unter dieselbe. Die Kirche ist es, welche dem österreichischen Staatsvortheil überall hemmend im Wege steht. Es gibt der ehrlichen und aufgeklärten Staatsmänner genug in Oesterreich, welche einsehen, daß ohne ein besseres Erziehungssystem die österreichische Intelligenz in Wissenschaft und Industrie stets hinter dem Auslande zurückbleiben muß, daß eine freiere Presse unumgänglich ist zur Kenntniß der in die dunklen Falten des weiten Reichs sich versteckenden Mißbestände, daß eine thatsächliche — nicht bloß theoretische — Gleichstellung der Nichtkatholiken von der Gerechtigkeit, wie von der Klugheit geboten ist; — aber alle diese Einsicht erstarrt bei dem unzeitig frommen Gedanken, daß die Macht der Kirche geschmälert würde. Die Rücksichten für diese sind größer, als die für den Staat, und der österreichische Staatsgedanke verkümmert unter dem Hauch des Kirchengedankens. Das ist es, was anders werden muß. Oesterreich soll darum nicht aufhören, sich als den Beschützer der katholischen Kirche, als die erste katholische Macht in Deutschland zu betrachten. Dies ist für die religiöse Freiheit Deutschlands eben so nothwendig, als für das innere Zusammenhalten Oesterreichs. So lange es noch eine Kirche gibt, wird es auch Unduldsamkeit und geistliche Herrschaft geben. Mag die protestantische auch um einige Grade besser sein als die katholische, wer steht dafür, daß sie, einmal Alleinherrscherin geworden, nicht ähnliche Gelüste bekommt? Nicht bloß das despotische Rußland zeigt

uns gegenüber den polnischen Katholiken ein warnendes Beispiel, sondern auch das „freie“ England gegenüber den Irländern. Die Rheinländer erfreuen sich einer vollständigen Freiheit und Berechtigung ihrer Religion, aber wer sagt uns, daß sie dem Schicksale der Aulutheraner in Preußen nicht nahe gekommen wären, wenn nicht eine große katholische Macht im Hintergrunde Deutschlands stünde? Gerechtigkeit und Freiheit für Alle; ohne Macht aber wird jede Freiheit leicht unterjocht. Und was hätte Oesterreich — bei seinen unsichern slavischen Bevölkerungen — Rußland entgegenzusetzen, wenn es nicht das katholische Banner wäre?

Aber auch Frankreich ist katholisch, und doch sind alle Confessionen gleich berechtigt, auch England hat eine Staatskirche, und doch hat der freie Gedanke ungehemmte Wege. Nach französischem, ja, was noch weniger sagen will, nach preussischem Muster wünschen wir eine Reformation der Kirchenverhältnisse in Oesterreich. Nicht die Protestanten, nicht die Universitäten, die Presse — sich selbst soll der Staat emanzipiren. Ein Schirmherr sei er der katholischen Kirche, aber nicht ihr Leibeigner und Helote. — J. Kuranda.

II.

Das Dresdner Hoftheater.

Trotz der unverkennbar gespannten Stimmung, welche in einer politischen Nervenauferregung durch ganz Deutschland zieht, hat es die Bühne in neuester Zeit vermocht, das allgemeine Interesse für sich lebhafter in Anspruch zu nehmen, als früher. Auch im Gebiete der Dramatik macht der allbewegende Regenerationstrieb sich fühlbar; und wenn gleich wir in einer fast exclusiv politisch zu nennenden Gegenwart leben, welche die besten Geister ausschließlich für sich in Anspruch nehmen zu wollen scheint, so hat sich doch ein nicht unbedeutender Theil der productiven Geisteskraft in zeitgemäßen Bestrebungen der dramatischen Dichtkunst zugewendet; ja ihre Production ist im Verhältniß zu den übrigen Gattungen der Poesie gewissermaßen überwiegend, sie ist in der Fluth, die Romandichtung dagegen in der Ebbe. Diese Erscheinung hat ihren innern Grund theils in der Natur der dramatischen Dichtung und in deren allgemeiner Sympathie mit den Zeitstimmungen, theils in der praktischen Richtung, welche die Bühnenpoesie genommen hat, indem sie die gangbaren Fragen in ihren Bereich zieht. Zwar liegt hierunter eine doppelte Klippe; denn nicht nur tritt das rein künstlerische Element der Dichtung in den Schatten der Tendenz, sondern es werden auch dadurch Kämpfe der Kunst mit der Polizei, mit der Theaterzensur herbeigeführt, die bei der vom Standpunkte der letzteren aus nothwendigen Strenge manche treffliche Blüthe wegen der an ihr schlummernden, scharfen Dornen nicht zur

scenischen Entfaltung gelangen lassen kann, sondern ihr höchstens das halbe Leben der Veröffentlichung durch die Presse gönnen wird.

In jenen Kämpfen, in dem Conflict der Kunst mit der Censur liegt zum Theil der neue Reiz der Bühne, zum Theil aber auch eine Lebensfrage für die dramatische Kunst; denn schon ist es so weit gekommen, daß das Publicum einem Stücke, und wäre es ein Musterbild nach Aristotelischen Kunstregeln, den Stab zu brechen geneigt ist, wenn es nicht halbwegs einen Journalstoff wenigstens beiläufig dialogisirt hat, während andre Dramen, welche Zeitideen und wäre es auch bei den Haaren herbeiziehen, trotz ihrer poetischen Schwächen mit dem rauschendsten Beifalle überschüttet werden.

Für die Betrachtung dieser Entwicklungskrisis der Bühne ist es jedenfalls nicht ohne Interesse, zuzusehen, wie an den einzelnen, namhaften Theatern Deutschlands jener Prozeß sich abspinnt, wie die gebotenen Kräfte verwendet oder verpfuscht werden, wie das Verhältniß der äußern zeitgemäßen Ansprüche an die Leistungen der Bühne zu deren innerem Leben vermittelt wird. Zählt auch unser Hoftheater nicht unter die Bühnen ersten Ranges, so hat es doch seit langer Zeit einen bewährten Ruf, und darf wenigstens zunächst nach dem Hofburgtheater und neben der Berliner Hofbühne genannt zu werden, beanspruchen. Es ist königlich dotirt, und eine zweckmäßige Verwendung der für seinen Unterhalt bestimmten Summen würde es zu einer noch bedeutamern Höhe heben, als es gegenwärtig einnimmt. Der Hauptkrebsschaden aber, der das erspriessliche Aufblühen des recitirenden Schauspieles hemmt, ist bei uns, wie anderwärts — die Oper. Sie absorbiert einen unverhältnißmäßigen Theil der disponibeln Summen theils zu den enormen Gehältern der die heilige Neunzahl der Musen noch übersteigenden Sängerrinnen, welche zum Theil (wir erinnern an die noch immer für Primadonnen zählenden Damen Schröder-Devrient und Späker = Gentiluomo) ihrer Kunst einen sogar über dem ministeriellen Niveau stehenden, goldenen Boden verdanken, theils zu dem scenischen Aufwande der Decorations- und Costümpracht und dem, wenn auch noch so spärlichen, Ballet; und doch wird die musikalische Kapelle gleichzeitig zum Kirchendienste verwendet, und ist deshalb ein verhältnißmäßig weniger theurer Artikel, als anderwärts. Die Früchte aber entsprechen diesem Aufwande nicht; denn die Bücher der Direction weisen nach, daß die Einnahmen des Schauspieles den Ausfall bei denen der Oper decken müssen.

Daß dies so und nicht anders, ist freilich schlimm; doch läßt sich darüber der Direction kein allzu schwerer Vorwurf machen; sie kann die Mode nicht ignoriren, sondern muß ihr gewisse Concessionen machen; doch darf sie auf der andern Seite im Interesse der von ihr vertretenen Kunst auch nicht vergessen, daß der Zweck einer Hofbühne nicht bloß in der Erzielung möglichst voller Rassen beruht, sondern

daß sie den Geschmack des Publicums zu bilden, für das Ideale empfänglich zu machen, daß sie zu dem Gedeihen und Aufblühen der nationalen Dichtung so viel wie möglich mitzuwirken hat.

Ein richtiges Resultat über die Tüchtigkeit einer Theaterleitung wird sich mit Sicherheit nur aus einer Betrachtung des Repertoirs und aus einer Beurtheilung des Personals im Einzelnen und in seiner Zusammenwirkung ziehen lassen. Das Repertoire ist dem Ideenreichthum, das Personale der äußeren Form zu vergleichen, in welcher jener zur geistigen Anschauung und Weiterverbreitung befördert wird. Beide müssen in einem entsprechenden Verhältnisse stehen; denn wie das sinnreichste Gedicht durch verkrüppelte Versification ungenießbar wird, oder wie umgekehrt der glatteste Vers nicht den saden Gedanken zu heben vermag, so wird das beste Repertoire in den Händen von Kunststümpfern versudelt werden, und bei einem schlechten Repertoire wird auch der trefflichste Künstler nur zum hohlen Selbstspieler herabsinken.

Daß die Bildung des Repertoirs die namhaftesten Schwierigkeiten bietet, ist unverkennbar, namentlich da, wo für die verschiedenen Branchen der dramatischen Dichtung nur der Raum einer Bühne gegeben ist. Das Verlangen nach dem Neuen ist ein allgemeines; doch soll darüber auch das Klassische nicht vergessen werden; Tragödie, Schauspiel, Lustspiel, Posse verlangen gleichzeitige Berücksichtigung. Einer ruft: Spielt Gukow und Laube; ein Anderer begehrt Shakspeare, Goethe, Schiller; ein Dritter will die gute alte Zeit Kokebue's und Iffland's nicht ganz vergessen wissen; dem verdorbenen Magen des Vierten sagt nur Französisches zu; und fünftens verlangt nun jeder Schauspieler auch noch, — und wohl nicht mit Unrecht — dann und wann ohne Rücksicht auf dramatischen Gehalt des Stückes in einer Glanzrolle sich zeigen zu können. Und hierzu ließe sich leicht noch ein Sechstens, Siebentens u. s. w. setzen. Dieses Durcheinander eines babylonischen Thurmbaues ist ein Bestandtheil des Begriffsungeheuers: Theatermisere. Hier Allen gerecht zu werden, reicht in das Gebiet des Uebermenschlichen; das Menschenmögliche beruht in der Negative nicht totaler Vernachlässigung einer der vielen Richtungen. Aber schon, um dieses Mögliche zu erreichen, wird in der Person des die Oberleitung handhabenden Intendanten ein Grund kunstwissenschaftlicher Bildung, vorurtheilsfreien, scharfblickenden Fortschreitens mit der Zeit erfordert, welcher da, wo die Intendantur, wie bei Hoftheatern gewöhnlich, eine Hofcharge ist, eben so wenig vorauszusetzen, als vorhanden ist.

So lag denn auch das Dresdener Repertoire noch vor Kurzem sehr im Argen. Von nationalen Neuigkeiten bekamen wir Mittelmäßiges zeitig, Gutes in der Regel erst dann zu sehen, wenn die Jahrgänge der Zeitschriften, die uns darüber von auswärts berichtet hat-

ten, bereits Maculatur geworden waren. Das Gros bildeten die Re-
producte einer bekannten Uebersetzungsfirma „aus dem Französischen“,
und man leistete sonach das Mögliche, die Postulate des Publicums
nicht zu achten, sein Interesse am Theater muthwillig zu schwächen.
Dieck war nur dem Namen nach Dramaturg; er hatte sich, da seine
exclusiv-Geschmacksrichtung keinen Anklang fand, mit vornehmer Ver-
achtung in den Huldigungskreis seiner Lesende zurückgezogen, und
spann hier vor den Auserwählten, was die Menge nicht genießen
mochte. Er ließ die Sache gehen, wie sie eben wollte; deshalb hatte
auch sein Scheiden von hier für unser Theater keinen weiteren, nach-
theiligen Einfluß; der Zustand ward dadurch nicht schlimmer, als er
schon war. Die Regie lag damals in der Hand des Herrn Dittmarsch,
einer Untermittelmäßigkeit in der ausübenden Kunst, und konnte schwer-
lich trostloser verwaltet werden, als sie es ward. Obschon Herr Emil
Devrient wenigstens aus dem Größten nachhalf, so verschlimmerte sich
dabei doch Alles glücklicherweise in einem solchen Grade, daß der In-
tendant, Herr von Lüttichau, der sich übrigens in seinem Fache un-
verkennbar eine praktische Routine erworben hat, die Unerläßlichkeit
einer durchgreifenden Maßregel einsah. Sie erfolgte in der eine durch-
aus glückliche Wahl zu nennenden Anstellung des Herrn Eduard Dev-
rient aus Berlin, als Oberregisseur.

Die Aufgabe, welche er vorfand, war schwer; sie erinnerte an die
eine der bekannten herkulischen Arbeiten. Aber er unterzog sich der
Säuberung des Repertoirs mit regem Eifer und wir haben in der
verfloffenen Winteraison bereits erfreuliche Erfolge gesehen. Vorzüg-
lichen Dank wissen wir ihm für den Bannspruch, den er gegen die
Uebersetzungen aus dem Französischen erlassen zu haben scheint. Seit
seinem Wirken ist abgesehen von einer alsbald zu erwähnenden Aus-
nahme keine neue Th. Hell'sche Theatersünde auf das Repertoire ge-
kommen. Dagegen waren wir unter den Ersten, welche Guckow's
„Urbild des Tartüffe“ brachten. Seine „Auswanderer“ würden schnell
nachgefolgt sein, wenn der Dichter nicht selbst das Stück zurückgezogen
hätte; die Aufführung des „Pugatscheff“ ist nach Beseitigung einiger
anfänglichen, politischen Bedenklichkeiten nur wegen einer momentanen
Lücke des Personals bisher noch nicht gegeben worden. Daß Laube's
„Struensee“ — dem man durchaus den Michel Beer'schen vorziehen
wollte — endlich durchgesetzt ward, haben wir dem Vernehmen nach
hauptsächlich Herrn Devrient's Intercession für den lebenden Dichter
zu danken. Dagegen haben sich Reibisch's „Heinrich der Löwe“ und
Prug's „Carl von Bourbon“ keines ausdauernden Erfolges zu erfreuen
gehabt. Daß unverhältnißmäßig viel Raupach wieder aufgewärmt
ward, mag seinen Grund in einer Berliner Vorliebe Herrn Devrient's
eben so haben, wie die Freundlichkeit unsres Intendanten für Frau
Charlotte Birch-Pfeifer jedem neuen Erzeugnisse dieser Dame bereit-

willigt die Pforten unsres Thaliatempels eröffnet. Die Kritik hat über „Thomas Thyrnau“ bereits ein entschiedenes Urtheil gesprochen: „die Marquise von Villete“ hat einige warme Vertheidiger, den Beifall des Publicums aber höchstens durch die Bühneneffecte der letzten Acte gewonnen: ich kann mich nur dem Urtheile der „Europa“ und unserer „Abendzeitung“ anschließen. Daß auch die altfranzösische Popsklassicität in Racine's „Phädra“ ziemlich einsam über unsre Bühne geschritten ist, geschah im Interesse von Fr. Berg, welche der Titelrolle ein tiefes Studium zugewendet hatte. Von Classischem ward uns in einzelnen, höchstens zu zweimaliger Wiederholung gelangten Darstellungen Lessings Nathan, Goethes Elvigo und Egmont, Shakespeares Richard III. und Julius Cäsar, Schillers Jungfrau geboren. Im Lustspiele sahen wir außer dem genannten Guskow'schen verhältnißmäßig wenig Bedeutendes; der verwunschene Prinz und (in den letzten Tagen) *le mari à la campagne* (unter dem Titel „Ich gehe aufs Land“ von Herrn Hofrath Winkler auf Specialbefehl für die hiesige Bühne bearbeitet, d. h. wortgetreu übersetzt) kamen über die Gebühr verspätet, Deinhardsteins Pigault Lebrun ist wieder begraben, die Kaiserliche Posse „des Schauspielers letzte Rolle,“ übel aufgenommen vorübergegangen.

Nach dieser fragmentarischen Uebersicht ist bei durchschnittlich vier wöchentlichen Spielabenden hinsichtlich der fortschreitenden Mannigfaltigkeit des Repertoirs Befriedigendes geleistet, und gewiß vermag das letztere, sind wir auch noch gegen einzelne neuere Dramatiker in Rückstand, den Vergleich mit dem Wiener und Berliner auszuhalten; ja es würde wohl noch mehr geschehen sein, wenn nicht in der jüngsten Zeit durch höchst unzeitige Beurteilungen unsrer besten Schauspieler die vorwärts schreitende Thätigkeit des Theaters mißlich gehemmt worden wäre. Daß aber unser Repertoir von einer Gesinnung unsrer Direction, von einem planmäßigen Streben zeuge, nicht nur den Geschmack des Publicums zu läutern und zu bilden, sondern auch dem Wiederaufleben der nationalen Dramatik theilnehmend und unterstützend beizuspringen, so weit hat man seine alte Engherzigkeit und die gewöhnliche Hoftheatermanier noch nicht abgelegt. Die Direction scheut Honorardepensen, der Oberregisseur bringt als Füllstücke — ob absichtlich oder zufällig, — meist solche auf das Repertoir, in denen sich Rollen für seine künstlerische Eigenthümlichkeit finden.

Die Beurtheilung unsres Kunstpersonales im Einzelnen wird nicht allzu günstige Resultate bieten, obschon wir nicht verkennen, daß schlimmere Perioden vorangegangen sind.

Im Bereiche der Damen war es wohl eine schöne Zeit, als eine Gley, Schirmer und Mevius an unsrer Bühne wirkte; fast auf gleicher Kunsthöhe stand vor wenig Jahren noch das Zusammenspiel der Damen Bauer, Berg, Bayer und Doris Devient; die durch das

Scheiden der ersten und letzten entstandenen Lücken sind noch nicht wieder ausgefüllt, werden es auch so leicht nicht werden. Die Lösung dieses Verhältnisses hat manches Stück geradezu vom Repertoire gestrichen. Zwar hat Fräulein Bayer in der Hauptsache das Rollenfach von Fräulein Bauer übernommen; doch ist sie nicht à même, es auszufüllen. So künstlerisch vollendete Darstellungen z. B. ihre Julia und Marie Beaumarchais sind, weil die Individualität dieser dichterischen Schöpfungen mit der eigenen der Künstlerin harmonirt, so fehlt ihr doch (ebenso wie dies bei der Bauer der Fall war) die Kraft des Tragischen. Ihre äußeren Mittel reichen hier nicht aus, und wir müssen dann oft ihr zurufen: Love's labour lost. Doch verfehlt sie nicht leicht den Charakter einer nur einigermaßen faßbaren Rolle, ihr Blick ist scharf und richtig im Auffinden der eigenthümlichen Pointen und dennoch zeigt sich nirgends jenes präventios gemachte Markiren, welches dem Zuschauer jedes feinere Gefühl für zarte Nuancen abspriecht — also offenbar ein Vorzug unsrer ersten Liebhaberin vor Charlotte von Hagn in Berlin. Als zweite Liebhaberin ist seit Kurzem Fräulein Lebrün aus Hamburg bei uns engagirt; doch mag ich über ihren künstlerischen Standpunkt nach einem vorjährigen Gastspiele und den jetzigen Anfängen ein durchgreifendes Urtheil noch nicht aussprechen. Sie ist jedenfalls mit reichen Fähigkeiten begabt; aber es fehlt ihren Leistungen noch Wärme und das Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in den individuellen Charakter jeder Rolle. Auch hat sie noch der Ausbildung ihres schönen Stimmorgans besonders Fleiß zuzuwenden. Vorzugsweise scheint ihr das naive Element und das Soubrettenfach zuzusagen.

Die weiblichen Charakterrollen spielt Fräulein Berg, eine Künstlerin von eben so scharfsinnigem als glücklichem Fleiße. Nur Eins fehlt ihr zu einer wahrhaft künstlerischen Vollendung — poetisches Feuer. Ihr sicherer, richtiger Takt nimmt alle Bewunderung in Anspruch; sie rechtfertigt den Ausruf: Das ist wahr gedacht; aber nimmer vermag sie durch ihr Spiel hinzureißen, zu begeistern. Aus diesem Grunde ist sie denn auch mit Madame Crelinger nicht gleichzustellen, wird auch deren Höhe vielleicht niemals erreichen. Anstandsdamen soll Madame Mitterwurzer, welche nunmehr fast zwei Decennien lang auf unserer Bühne wirkt, darstellen; ihre Neußerlichkeit ist allerdings pompös, obschon sie in letzter Zeit etwas zu sehr in die Breite gegangen ist, und deshalb aus bedeutenderer Ferne angesehen sein will. Eine stets recherchirte Toilette und viel Fleiß sind ihr Verdienst; am besten gelingen ihr noch derbe, weibliche Natura's. Für die Soubretten ist Fräulein Ultram engagirt, eine junge Dame, welche die Doris Deorient nicht ersetzen kann, da ihr bei vieler Munterkeit, dennoch das Graciöse und Pikante nicht gelingt. Secundirt wird sie von Madame Schubert, die früher als Maschinka Schneider

eines nicht unbedeutenden Rufes als Sängerin genoß, und auch in der neuen Richtung ihres künstlerischen Wirkens befriedigt. Ältere Frauenrollen spielt Madame Meyer, welche jedoch Madame Werdy nicht zu ersetzen vermag und eben so unbedeutend ist, als der Rest des weiblichen Personals.

An der Spitze der Männer stehen die Brüder Devrient. Herr Emil Devrient genießt einen so allgemeinen, deutschen Ruf, daß ich einer Charakteristik desselben überhoben sein kann. Zwar haben sich in Folge seines letzten Wiener Gastspieles herbe Stimmen der Kritik gegen ihn erhoben, und in manchem Punkte wohl nicht mit Unrecht; dennoch ist er in seinem Rollenfache jedenfalls einer der ersten, wo nicht der erste deutsche Künstler. Das ist freilich nur ein relativer Werth, wenn man bedenkt, wie selten und seltener die Künstlernotabilitäten werden, wie immer ein renommirter Name nach dem andern von der deutschen Bühne verschwindet, ohne daß ein gleichmäßiger Ersatz nachwüchse. Am wenigsten läßt sich an Herrn Devrient sein Effektspielen billigen; er buhlt allzu sichtlich nach dem Beifalle der großen Menge, und trägt dabei unnöthig Farben auf. Dem Heldenfache muß er durchaus entsagen, denn es kann ihm nicht entgehen, daß oft schon im dritten Akte seine Stimme zu Ende ist, und er dann leider! zum unschönen Schrei seine Zuflucht nehmen muß. Im Interesse der Kunst wünschen wir, daß Herr Devrient sich schone, um sein schönes Talent nicht zu früh in's Grab zu tragen. Freilich sind anstrengende Gastspiele mit diesem Wunsche nicht zu vereinigen, und so lange noch allerwegen frischer Lorbeer grünt, ist es wohl schwer, der Versuchung des Pflückens zu widerstehen. Ist ja doch der Rausch des vorüberfliegenden Augenblickes eben nur das Einzige, was der darstellende Künstler trägt!

Herr Eduard Devrient ist nicht nur als Oberregisseur, sondern auch als Schauspieler thätig. In Berlin schien man sich über sein Scheiden leicht trösten zu können, ja es wurden ihm sogar geringschägige Bemerkungen nachgeworfen; Dresden hat ihn freudig aufgenommen, schätzt seinen Besitz und darf es. Herr Devrient gehört zu den wenigen Schauspielern, die bei jeder Rolle wissen, was sie wollen, die den Dichter nicht nur verstehen, sondern dieses Verständniß auch wiederzugeben verstehen. Verständig oder besser verständnißreich ist daher sein Spiel zu nennen; dieses Individualisiren bewahrt ihn zugleich vor hohler Einseitigkeit. Aber bei alle dem geht ihm die poetische Begeisterung ab, welche in den Leistungen seines Bruders weht, er läßt kalt, vermag nicht hinzureißen. Man kann ihn in dieser Beziehung Fräulein Berg, so wie Herrn Emil Devrient Fräulein Bayer gleichstellen, ohne daß jedoch damit für die Vergleichen eine gleiche Höhe künstlerischer Vollendung ausgesprochen werden soll. In seinem Rollenfache concurrirt er mit den Herren Porth und Quanten,

indem z. B. alle drei den Mephistopheles aspiriren, woraus ganz einfach folgt, daß wir den Faust nicht zu sehen bekommen. Herr Porth gehört zu den Mißvergnügten, welche über Zurücksetzung klagen, und hält sich nebenbei für einen großen Künstler. Darin stimmt man freilich nicht mit ihm überein; denn in seinem Eifer thut er oft mehr, als gut ist, und richtet durch das Nuancenüberpfropfen die Einfachheit, jeder künstlerischen Leistung Urbedingung, zu Grunde. Doch läßt er es an Fleiß eben so wenig fehlen, als Herr Quanter. Dieser ersetzt zwar als Intriguant unsern verewigten Pauli keineswegs, läßt sich durch den Beifall leicht zu Uebertreibungen hinreißen, ist aber trotz mancher Ausstellungen, welche namentlich gegen seine Behandlung des Tones zu machen sind, bei seiner Mannigfaltigkeit den Künstlern zweiten Ranges beizuzählen. Herr Heese naturalisirt als Liebhaber und Bonvivant mitunter recht glücklich; nur weiß er vom Mienenspiele sehr wenig und auswendig in der Regel gar nichts. Daß bei solchen Pappagaien des Souffleurs von einer Rollenauffassung die Rede nicht sein kann, liegt klar vor; sie spielen mit dem Zufall Hand in Hand und verdienen wegen jener rücksichtslosen Unart gegen das Publicum die schärfste Rüge. Von einem andern, weniger nachsichtigen Publicum würde Herr Heese wahrscheinlich längst ausgepiffen worden sein. Herr Kramer, der Naturburschen, dritte Liebhaber und Allerhand spielen muß, gibt sich sichtlich Mühe, welche befriedigende Früchte tragen würde, wenn er von gewissen Unleidlichkeiten im Geberdenspiele sich losfagen wollte, durch die er sich mitunter geradezu lächerlich macht. Herr Winger ist als Heldenspieler zwar nicht bedeutend und kein Ersatz Beckers; doch befriedigt er, wenn er seine allerdings collossalen Mittel mit kluger Mäßigung anwendet; besonders glücklich ist er in der Darstellung älterer Charakterrollen. Das wäre so ohngefähr das Nennenswerthe des männlichen Personals. Doch — da hätte ich bald die Komik vergessen. Diese liegt bei uns leider sehr im Argen. Herr Käder, der bekannte Possenschreiber, scheint den Begriff des Hochkomischen durchaus nicht zu kennen; wir müssen uns schon zufrieden gestellt sehen, wenn er nicht Alles in das Kasperle-Genre herabreißt; trotz ziemlicher Beweglichkeit ist er schleppend und entbehrt durchaus der dem Komiker so nothwendigen Vielseitigkeit; seine Darstellungen gleichen den Chablonenbildern. Herr Koch, früher beliebter Komiker des Leipziger Stadttheaters, gefällt sich im Karrikiren und Ultragrotesken. Fein komische Rollen übernimmt gegenwärtig nothgedrungen Herr Eduard Devrient.

Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Kräfte war unter der früheren Regie durchaus ein trauriges; die schlagende Wirkung eines Zusammenspielles kannten wir nur noch aus den etwaigen Sommergastspielen der Berliner französischen Schauspielergesellschaft. Mühsam schleppte sich der Dialog von Stichwort zu Stichwort, die scenische

Gruppierung ward meist dem Zufall überlassen, da man an Leseproben selten, an Arrangirproben gar nicht dachte. Dieser wahrhaft gräßliche Unfug einer gewöhnlichen Komödienspielerei ist nun durch das strengere Regiment des Herrn Eduard Devrient beendet; es wird jetzt merklich rascher und gut in einander gespielt; Stücke, für welche man früher mit drei Proben übergenuß gethan zu haben glaubte, werden jetzt fünf, wohl sechs Mal probirt; so sind denn auch jetzt erste Auführungen nicht mehr, wie früher, Generalproben. Freilich war der alte Schlendrian bequemer, und es werden wohl hier und da schon Klagen laut, daß der Regisseur nicht in einer Theaterschule zu dociren und zu meistern, sondern es mit „gleichbefähigten“ Künstlern zu thun habe; aber Herr Devrient scheint nicht der Mann, sich durch deartige, unvermeidliche Reactionen in seinem so ersprißlichen Streben hemmen zu lassen. Alles rein Mechanische erfordert Uebung, eine bis zur völligen Bewältigung der Hindernisse fortgesetzte Uebung. Und da auch die Schauspielkunst auf einer Menge an sich unendlich geringfügiger, mechanischer Elemente beruht, so muß zuvörderst hier, das durch ernstesten Fleiß zu Ermöglichende erreicht sein, ehe an ein künstlerisches Gelingen gedacht werden kann. Deshalb ist das Ueberwachen aller dieser infinitesimalen petits bei den Proben von dem wesentlichsten Nutzen, was freilich von der selbst beteiligten Eitelkeit nicht überall erkannt werden mag. Lauter Virtuosen bilden keine gute Kapelle; denn ein Concert besteht nicht aus lauter Soli, es beruht eben in dem harmonischen Zusammenspiel.

Zum Schluß noch zwei Fragen: ein Dramaturg und die Tantième. Ueber unserm Theater schwebt ein dramaturgischer Unstern. Dieck hieß zwar Dramaturg, war aber nichts weniger als ein solcher. Herr Hofrath Winkler fungirt nur als Vice-director; er steht mit dem Director ungefähr in dem Verhältnisse wie die sogenannten Wettermännchen, steckt der Eine im Hause, so steht der Andere draußen; versichert Herr Hofrath Winkler, das wird so und so sein, so kann man darauf wetten, daß Herr von Lüttichau gerade das Gegentheil beschließt und ausführt. Und daß sich die Sache so und nicht anders gestaltet, ist im Interesse der Kunst eben nicht zu beklagen. Vor ungefähr Jahresfrist hieß es, daß Gutzkow als Dramaturg gewonnen werde würde, es hat sich das Gerücht jedoch nicht realisirt. Gutzkow selbst kann nur darüber zufrieden sein, denn Dresden ist kein Boden, in welchem ein Literat zu gedeihen vermöchte, es fehlt hier durchaus die gegenseitige Anregung, das geistig belebende, aufstachelnde, anfeuernde Prinzip. Der Wunsch nach einem Dramaturgen wird sich jedoch schwerlich realisiren, denn er stößt sich an einen, und zwar sehr schweren, Punkt — den Kostenpunkt.

Daran hat sich denn auch bis jetzt die Tantième gestossen. Zwar ließ man sich auch von dem heiligen Eifer ergreifen, der für die dra-

matistischen Dichter im verfloffenen Jahre Deutschland durchzog; man wollte die ersehnte Französin schandehalber auch an unserm Theater heimisch werden lassen; ja es ward bereits mit ziemlicher Bestimmtheit davon gesprochen, daß Herr Hofrath Winkler einen Lantième-Entwurf mit ganz neuen, scharfsinnigen Tournüren und Modifikationen ausgearbeitet habe; aber jener „heilige Eifer“ erkaltete. So lange nicht Seiten der dramatischen Dichter selbst in dieser Sache entschiedene Schritte geschehen, wie sie ja bereits in Vorschlag gebracht worden sind, so lange wird man sich bei uns zu einer Maßregel nicht bequemen, welche die Möglichkeit ungünstiger Chancen für die Theatercasse in Aussicht stellt.

Nur auf jenem Wege können Theaterintendanten auf den Ehrenpunkt, den sie den dramatischen Dichtern gegenüber ohne Erörthen ignoriren, gezwungen werden. E. P.

III.

N o t i z e n.

Beschränkte Gutmüthigkeit. — Ehiers Napoleonsucht. — Neue Schrift über Rußland. — Briefe zwischen Preußen und Oesterreich. — Danhauser. — Laube's „Struensee.“ — Kirche oder Gemeinde. — Bileam's Esel. — Verstümmelte Taaste.

— Zu den Merkwürdigkeiten Leipzigs gehören eine Reihe kleiner, dorfarmiger, schindelbekleideter Häuser in der Windmühlenstraße. Ringsherum sieht man tagtäglich große palastartige Gebäude aufsteigen, denn diese Stadtecke mündet an dem bairischen Bahnhofe, wohin der Hauptverkehr Leipzigs allmählig sich zu ziehen scheint. Die Terrains dieses Stadtheils steigen mit jedem Tage an Werthe, und doch ist der Eigenthümer jener Schindelhäuschen nicht zu bewegen, dieselben niederreißen zu lassen, obschon ihm für den bloßen Platz zehnmal so viel geboten wurde, als die ganze Häuserreihe werth ist. Dieser Eigenthümer, Herr Dr. S***, ein hochbetagter Greis, will die armen Leute, die in diesen kleinen Häusern wohnen, nicht in ihrer Miethe steigern, was im Falle eines Umbaues sicherlich der Fall sein würde. Ist dieses Motiv nicht rührend? Und doch ist es nur eine Grille, eine unangemessene Art wohlzuthun, wie wir sie leider in vielen Schichten unserer gedankenlosen Gesellschaft finden. Würden diese Hütten verkauft und das Terrain in zehnfachem Preise capitalisirt, so würde eine zehnfach große Zahl von Armen für die Zinsen logirt werden können. Leider ist dieses Leipziger Beispiel von oberflächlicher Wohlthätigkeitsmanier nicht das einzige seiner Art. Je größer die Stadt, desto greller treten derlei mit dem besten Willen, aber auf die unverständigste Weise ausgeführte Maßregeln zum Vorschein. Wir erinnern an einen Artikel: *Le budget de la ville de Paris*, welchen vor Kurzem die *Revue des deux Mondes* brachte. Man zählt in Paris — heißt es dort — 24,000 arme Haushaltungen, welche zusammen 2,400,000

Franken jährliche Hausmiete bezahlen. Diese Summe capitalisirt, würde (zu vier Procent) 60 Millionen geben, welche man auf eine sehr nützliche Weise auf den Bau von Häusern verwenden könnte, die weit zweckmäßiger für die Bedürfnisse und Sitten der ärmeren und arbeitenden Classen eingerichtet wären, als die Mansarden und feuchten Kellerwohnungen, in welchen man sie jetzt findet. Warum soll die Municipalität von Paris das nicht leisten können, was ein einziger Particulier in London versucht hat? Durch die Bemühungen des würdigen Lord Ashley wurden dort weitläufige Gebäude errichtet, wo in jedem zwanzig Familien und dreißig einzelne Personen wohnen können, und zwar nach einem Plane, der den Miethleuten große Ersparungen in Bezug auf Heizung, Beleuchtung, Waschkosten, ja sogar in Bezug auf Möblierung, sichert. — Man fürchtet sich in unserm Deutschland vor communistischen Ideen; läge es nicht in der Politik wie in der Humanität, daß man den ungesunden Theorien durch derlei gesunde Praxis zuvorkomme?

— Man weiß, daß Thiers die Manie hat, sich gern mit Napoleon verglichen zu sehen. Diese Manie bietet den Oppositionsjournalen einen stehenden Stoff, um den ehemaligen Premierminister lächerlich zu machen. Es sind jetzt dreizehn Jahre her — erzählt der Pariser Charivari — kurz nachdem Herr Thiers den Fuß in die Steigbügel der Regierung gesetzt hatte, als ihn die Lust beschlich, auch in wirklichen Reitersteigbügeln sich zu versuchen. Nun muß man wissen, daß Herr Thiers, obschon er viel ritterliche Manieren annimmt, noch nie in seinem Leben irgend einem Vierfüßer auf dem Rücken saß. Schnell wurde daher ein Reitmeister in das Ministerhotel beschickt und mit jenem lakonischen Ton, der eine der Eigenthümlichkeiten des großen Kaisers war, rief der kleine Minister: „Ich gebe Ihnen zwanzig Minuten; lehren Sie mich alle Geheimnisse der Reitkunst, ich will zu Pferde sitzen ... wie Napoleon.“ — Früher konnte die Handschrift Thiers mit der der berühmtesten Kalligraphen wetteifern; er machte die allerzierlichsten Schnörkel und große Anfangsbuchstaben. Jetzt schreibt er seine Gedanken in Hieroglyphen nieder, in unleserlichen Fliegeneiern ... ganz wie Napoleon. — Seit einigen Monaten kommt Herr Thiers nicht aus dem Nießen heraus, er hat sich eine Tabaksdose beigelegt ... wie Napoleon. — Herr Thiers war lange Zeit untröstlich über seinen üppigen Haarwuchs. Mit Ungeduld sah er einer wärmeren Jahreszeit entgegen, um die warmen Locken, die sein Haupt beschützen, abschütteln zu können. Am letzten Samstag wollte sein Portier ihn beim Nachhausegehen des Abends nicht zur Thüre einlassen — er erkannte seinen Herrn nicht. Herr Thiers hatte sich die Haare ganz kurz abschneiden lassen, wie der kleine Geschorene ... wie Napoleon. Nicht zu leugnen ist, daß diese Aehnlichkeit allerdings bei den Haaren herbeigezogen ist. —

— Seitdem der Lärm über Cuffine's „*La Russie en 1839*“ verklungen ist, sind wir's gewohnt, die kleinern französischen Schriften über Rußland unbeachtet vorübergehen zu lassen. Allerdings waren die meisten derselben nur Nachahmungen des Cuffine'schen Werkes voll Tiraden und ohne Beweisführung. Wichtiger erscheint uns dagegen das so eben veröffentlichte (Paris, Imprimeurs-unis; Leipzig, L. Michelsen) Schriftchen: *La Russie en 1844. Systeme de législation, d'administration et de politique de la Russie en 1844 par un homme d'état russe.* Es enthält eine bündige Darstellung der in der gesetzlichen Einrichtung des Gerichtswesens bedingten Uebelstände, und beweist dies durch einzelne Fälle; zugleich gibt es einen Einblick in russische Administration und in die innere Politik des Reiches. Die sehr ruhig und anschaulich geschriebene Schrift ist, trotz der vielen Angriffe auf die bestehenden Staatseinrichtungen, dem Kaiser Nikolaus gewidmet, was dadurch gerechtfertigt scheint, daß sich durchweg ein patriotisches Gefühl für Rußland darin ausspricht. Das Buch trägt eine sonst bei den Büchern russischen Ursprungs seltenen Stempel von Ehrlichkeit.

— Wie sich die Verhältnisse ändern! Noch sind es nicht 150 Jahre, als der Kaiser Leopold den Kurfürsten v. Brandenburg zum König von Preußen erhob. In welchem Verhältnisse stand damals das Haus Brandenburg zu Oesterreich! Schuselka citirt in seinem Buche ein Paar Briefe, in welchen der neue König unter anderm an Leopold schreibt: „*Ew. Majestät haben uns in der Sache wegen unsrer Königlichen Dignität, mit welcher wir uns, dem Höchsten sei Dank, jezo bekleidet finden, so viel Affection und Liebe erwiesen, daß wir es bei der Ihr dafür schriftlich und durch unsern an Dero Hof bereits vorhin gehabten Minister gethanen Dankagung nicht bewenden lassen wollten, sondern unsre Schuldigkeit zu sein erachtet, unsern Cämmerer Grafen von Solms an Ew. Majestät expreß abzuschicken und Ihro durch denselben noch weiter bezeigen zu lassen, wie sehr wir uns Dero selbst dieser uns und unserm Haus erwiesenen Wohlthat halber verbunden erkennen, und daß wir gewiß keine Gelegenheit aus der Hand gehen lassen werden, hinwiederum Ew. Majestät Interesse und Gloire gleich unser selbst eigenes zu suchen und zu befördern.*“ — Kaiser Leopold erwiderte: „*Wir haben das von Ew. Liebden an uns ergangene Schreiben erhalten, in welchem Ew. Liebden uns zu verstehen geben, daß sie mit unserm Consens und Einwilligung sich als König ihres Herzogthums Preußen proklamiren lassen. Alldieweil nun die besondere Affection und Zuneigung, welche wir jeberzeit zu Ew. Liebden getragen in Ansehung der Devotion und Treue, welche Ew. Liebden zu allen Zeiten vor uns, unser Erzhaus Oesterreich und vor das ganze Reich bezeigt haben, so sind wir zum höchsten erfreut, daß wir*

nunmehr eine Gelegenheit haben, Ew. Liebden davon eine merkliche und langwierige Probe zu geben, und dieses um so viel mehr, weil wir mit einer sonderbaren Satisfaction die Versicherung Ew. L. annehmen, durch welche sie uns versprechen, diese ihre neue Königliche Dignität in allem zum Aufnehmen der gemeinen Wohlfahrt im h. Röm. Reich sowohl als bei unserm Erzherzoglichen Hause zu widmen."

— Vor wenigen Tagen begruben sie in Wien einen vortrefflichen Novellisten! — Wir sprechen nicht ironisch von Straube, auch nicht ernst von Stifter; Beide leben, jener zum Heil der Theaterzeitung, dieser zur Freude des Publicums. Wir meinen den vortrefflichen Novellisten in Farben, den Maler Danhauser. Wir nennen ihn einen Novellisten, weil er es trotz dem besten Schriftsteller verstand, dem Leben auf den Leib zu rücken und seine ernstesten Erscheinungen und Katastrophen so lebendig auf die Leinwand zu zaubern, daß sich der Beschauer mit Leichtigkeit eine große Vor- und Nachgeschichte hinzudichten konnte. — Darin war er, was man ihm bei Lebzeiten zum Vorwurfe machte, da man doch immer Vorwürfe machen muß, ganz Engländer, ohne von der verschwommenen, nebligen Art der englischen Maler angesteckt zu sein; im Gegentheile, er besaß das gesunde, reelle Leben der englischen Schriftsteller. — Man kann seine Gemälde sehr glücklich schriftstellerisch bezeichnen, als Romane, Novellen, Satiren, Skizzen und Lebensbilder. Wir kennen von ihm: Der Prasser und die Klostersuppe, Roman in zwei Theilen; die Testamentseröffnung, Novelle; wer nicht liebt Wein, Weiber und Gefang ic., ein Dithyrambus; die Hunde, Satire auf die Wiener Kritik mit Porträtähnlichkeit; das Kind und seine Welt, ein lyrisches Gedicht ic. ic. — Als Künstler schloß er sich etwas aristokratisch ab und zog sich, empfindlich über die Wiener Kritik, mit seinen Bildern von der Kunstausstellung zurück, bis er er selbst eine Privatausstellung im vorigen Jahre veranstaltete, die reich an Schönheiten war. — Er starb in einem Alter von vierzig Jahren.

— Laube's „Struensee“ ist mit großem wohlverdienten Erfolge auf dem jetzt so stürmischen Leipziger Theater in Scene gegangen. Bisher wurde dieses wirklich ausgezeichnete Drama in Stuttgart, Dresden, Hamburg, München, Cassel, Breslau u. s. w. gegeben und überall mit gleich glänzendem Succes. (Wir kommen im nächsten Hefte darauf zurück.) Nur zu den beiden Hoftheatern Berlins und Wiens wurde ihm der Weg verschlossen. Man rühmte dem Königthume als eine seiner schönsten Prärogativen nach, daß es die Künste unterstütze. Will es dieses schönen Vorrechtes sich begeben und es dem Volke abtreten? Will es vielleicht zu dem Prinzip der Volkssouveränität einen Uebergang bahnen?

— Die protestantische Kirche schwebt in großer Gefahr. Wir meinen nicht, daß der Liberalismus der Deutsch-Katholiken ihr verderbend entgegentrete, sondern eine Schrift des Professor Mosche in Lübeck über das Wort „Kirche.“ Herr Mosche behauptet nämlich, daß die Bezeichnung und das Wesen des Wortes Kirche dem Protestantismus geradezu entgegenlaufe. Diese Schrift kann den Buchhändlern zu Statten kommen. Denn wahrscheinlich werden die bedeutendsten Schriften des Protestantismus revidirt und neu aufgelegt werden müssen, um für das Wort „Kirche“ das von Herrn Prof. Mosche vorgeschlagene „Gemeine“ zu substituiren. Die Deutschthümelei hat doch auch ihre gute Seite.

— Wer hätte es geglaubt, daß der Esel Bileam's in unserer aufgeklärten Zeit Gegenstand einer literarischen Debatte werden könnte? Und doch sind Reden pro asino und in asinum geführt worden! Herr Wislicenus hat in seiner Schrift gefragt: „Wer glaubt heute noch, daß Bileam's Esel wirklich geredet hat?“ Der Consistorialrath Guericke antwortete: „Ich glaube es.“ Ein maliciöser Recensent in der Hallischen Allg. Lit.-Zeit. meinte, die Rede pro asino wäre in „pro domo“ zu verwandeln. Der schönste Triumph, den jedoch ein Esel gefeiert, ist, daß er Gegenstand eines Colloquiums geworden. Das alte Wittenberg soll wieder zu Ehren kommen. Herr Wislicenus soll, auf Veranlassung des Cultusministers Eichhorn, ein Colloquium in der Stadt halten, wo Luther seine Thesen gegen den Ablasskram preisgab. Die Theologie ist also auf den Esel gekommen.

— Im „Herold,“ der sich als eine Art Moniteur der in Leipzig stattgefundenen Schriftstellerversammlung gerirt, wurden die Toaste, welche bei dem Festmahle ausgebracht wurden, mitgetheilt. Wir wissen nicht, wer die Redaction dieses Blattes dazu berechtigte. In freundschaftlicher Bewegung und erregter Weinlaune fällt manches Wort, dem man keineswegs die Wichtigkeit öffentlicher Mittheilung zugestehet. Die Theilnehmer an jenem Festessen haben schwerlich gedacht, als unbefragte Mitarbeiter des Herolds zu figuriren. Will aber dieses Blatt Geschmack an Deffentlichkeit verbreiten, so müßte es dies auf eine bessere Art thun und nicht die vorgefallenen Reden nach eigenwilliger Redaction verstümmeln. Fast der größte Theil der Toastbringenden hat sich über Entstellung zu beklagen und Dr. Schletter hat in Bezug auf seinen Spruch sogar öffentlich reclamiren müssen. Der „Herold“ entschuldigt sich damit, daß er nicht Jedem die stenographirten Reden vor dem Abdrucke mittheilen konnte. Dann hätte er sie aber auch nicht drucken müssen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.